Für die Jugend.

Der gekreuzte Dukaten.

„Wenn ich nur hunderttausend Gulden hätte!“ Das hast du vielleicht auch schon oft gedacht oder gesagt. Wenn du aus einem Thalerland bist, ist es dir nicht darauf angekommen, und hast hunderttausend Thaler daraus gemacht, obgleich das ein Erkleckliches mehr ist. Ich nehme dir den Hunderttausend-Wunsch nicht übel, es ist keine schlimme Sache um's reich sein; aber das Glück macht es doch nicht aus, davon kann ich dir eine besondere Geschichte erzählen.

Ein junger Mann hatte seine Hunderttausend geerbt, und er begnügte sich auch damit, er wollte bloß sein Geld verzehren, arbeiten aber wollte er nicht, das meinte er, sei nur etwas für unbemittelte Leute. So hatte also der Herr Adolph gar kein Geschäft, als essen, trinken, schlafen, spazieren gehen oder reiten und was ihm sonst noch einfiel. Ja, das Aus- und Anziehen war ihm zu viel, und er hielt sich einen Kammerdiener. Wenn er des Morgens erwachte, wußte er eigentlich nicht, warum er aufstehen sollte; es wartete kein Geschäft und keine Freude auf ihn. Darum blieb er auch fein liegen, bis ihm auch das zu beschwerlich wurde. Fast ging es ihm wie jenem Engländer, der aus purer Langeweile, um sich nicht mehr aus- und anziehen zu müssen, sich das Leben nahm.

Herr Adolph machte dann jeden Vormittag seinen Spaziergang, damit er den Nachmittag frei und nichts zu thun habe. Meistens lag er auf dem Kanape, gähnte und rauchte. Dabei hatte er mitunter noch seine eigenen Gedanken. „Jeder Mensch“, dachte er, „hat so eine Summe von Kraft mit auf die Welt bekommen, die für seine siebenzig Jährlein oder auch mehr ausreichen muß. Wenn ich also einen schweren Stuhl von einem Ort zu dem andern hebe, ist damit ein Stück meiner Lebenskraft aufgewendet oder verbraucht — darum laß' ich's hübsch bleiben.“ Auf solche Gedanken kann nur ein Nichtsthuer kommen.

Der Herr Adolph ward aber dick und oft kränklich und mußte seinen Leib pflegen. Das war auch noch ein Geschäft. —

Das Jahr durch ging dem Herrn Adolph manch schön Stück Geld durch die Hand, und dabei hatte er die besondere Liebhaberei, daß er bei jeder Goldmünze, die er ausgab, ein kleines, zierliches Kreuz unter die Nase des geprägten Herrschers machte. „Ich will nur einmal sehen“, dachte er, „ob nach langer Umherwanderung in der Welt mir einmal wieder so ein Goldstück unter die Hände kommen wird.

Da nun der Herr Adolph gar nichts war, so nahm er sich ernstlich vor, etwas zu werden, und er ward — ein Reisender. Das ist noch immer ein Titel, wenn man sonst weiter nichts ist. Er reiste von einer Stadt in die andere, von einem Land ins andere und ließ sich's überall wohl sein, und wo er etwas zu bezahlen hatte, da gab er die mit seinem Ordenskreuze gezierten Goldstücke hin. Noch nie aber war es ihm vorgekommen, daß er eins wiedergesehen hatte. Endlich ward er des Herumreisens auf dem festen Lande müde, er verließ die alte Welt und schiffte sich nach Amerika ein.

Nun war der Herr Adolph noch etwas mehr, als ein Reisender, er war sogar ein Auswanderer. Diesmal aber gings ganz schlecht auf der See: fünf Tage und fünf Nächte wüthete ein gewaltiger Sturm; alles, was auf dem Schiffe war, mußte Hand ans Werk legen, aber vergebens — das Schiff ging unter, und nur der Beherztheit des Schiffshauptmanns gelang es, die Mannschaft und die Reisenden in eine Schaluppe zu retten. Nach zwei Tagen fürchterlichen Umherirrens und schrecklicher Hungersnoth, in welcher viele starben, wurden die Verschlagenen von einem Handelsschiffe aufgenommen und in den Hafen zu Boston gebracht.

Arm, hilflos und verlassen irrte hier Adolph umher, und er wünschte sich oft, daß er mit den andern von den Wellen begraben wäre. Da sah er einen Mann eilig des Weges gehen; mit niedergeschlagenem Blicke bat er ihn um eine Gabe. Der Mann griff in die Tasche, reichte ihm ein Stück Geld und war schnell verschwunden. Als Adolph wieder seinen Blick erhob und das Geld betrachtete, wollte er kaum seinen Augen trauen: es war ein holländischer Dukaten, der das Ordenszeichen von seiner eigenen Hand unverkennbar trug.

Sei es nun, daß der Mann sich vergriffen hatte, oder daß er wirklich eine so namhafte Summe schenken wollte, Adolph dachte nicht lange darüber nach, und er weinte helle Thränen auf das einzige Goldstück, das ihm von seinem ganzen Reichthum als Beilagabe wieder zugekommen war. Mit Wehmuth dachte er daran, daß er es wieder weggeben und vielleicht nie mehr sehen solle. Da begegnete ihm eine große Menge von Arbeitern, die an einer Straße arbeiteten; schnell war er entschlossen und ließ sich unter ihre Zahl einschreiben. Ein besonderer Gedanke tröstete ihn bei dieser ungewohnten Lebensweise. „Ich brauchte eigentlich nicht zu arbeiten“, sagte er sich in der ersten Zeit, und fühlte dann an seine Brust, wo er den Dukaten verborgen hatte, „ich habe ja Geld und könnte eine ganze Woche länger davon leben, oder etwas anderes damit anfangen; aber ich arbeite, weil's mir Vergnügen macht.“ Dann aber machte er einen Spaß daraus und sagte oft: „Ich arbeite blos zu meinem Vergnügen. Ich arbeite, damit ich was zu essen habe, und das Essen macht mir dann Vergnügen; also arbeite ich zu meinem Vergnügen.“ Nach und nach aber erkannte er, daß nichts Entwürdigendes, ja die Ehre und der Lebenszweck allein darin liege, für den Genuß seines Daseins und für das, was man von der Welt hat, auch Gutes für sie zu thun. Früher hatte er gedacht, durch das Wegrücken eines Stuhles, ja durch jede Thätigkeit seine Lebenskraft zu schwächen; jetzt erkannte er, daß je mehr man seine Kräfte braucht, sie um so mehr wachsen und zunehmen, daß die Lebenskraft durch die Thätigkeit immer neu erzeuct wird.

So war Adolph, für den die Straßen früher nur dagewesen waren, um als vergnügungssüchtiger Reisender darauf herum zu rutschen, ein Bahnmacher und Straßenarbeiter für Andere. Mit der Zeit aber gelangte er auch zur Stelle eines Aufsehers bei dem Straßenbau, und er freute sich in dem Gedanken, daß von seinem Dasein auf der Welt noch andere Spuren hinterblieben, als die bloßen Kreuze auf dem Golde, das ihm durch die Hand gegangen war. Lange Zeit hat er den Dukaten als Andenken aufbewahrt, bis er endlich eingesehen, daß auch dieser nicht ruhen darf in dem großen Weltverkehr, und er schenkte ihn einer Wittwe, deren Mann bei dem Straßenbau verunglückt war.

Berthold Auerbach.

Sprachtalente.

Sprechen heißt: Seine Gedanken und Gefühle in Worte kleiden und sie anderen so mittheilen, daß sie verstehen, was wir wollen. Nur der mit Verstand begabte Mensch kann sprechen. Den Thieren geht diese Fähigkeit ab, obwohl manche von ihnen nach neueren Beobachtungen im Stande sind, sich gegenseitig Mittheilungen zu machen. Doch davon wollen wir zunächst nicht sprechen, sondern nur von jenen Menschen, die neben ihrer Muttersprache noch viele andere Sprachen lernten. Von solchen merkwürdigen Sprachtalenten will ich euch, meine jungen Freunde, Mittheilung machen.

Der größte Sprachenkenner soll der bekannte Religionsstifter Buddha gewesen sein. Man erzählt von ihm, daß er schon als Knabe von 10 Jahren von seinen Lehrern fünfzig fremde Sprachen lernte. Natürlich glauben wir so etwas nicht, weil es unmöglich ist. Anders verhält es sich jedoch mit folgenden Sprachtalenten.

Als größtes Sprachgenie gilt der Kardinal Mezzofanti, der über 100 Sprachen verstand. Wenn ein hochgelehrter und hochgestellter Mann so viel leistet, ist dies schon wunderbar genug; doch was soll man sagen, erfährt man, daß ein deutscher Bauer Namens Schmidt an die 50 Sprachen beherrschte! Der Reisende Postel rühmte sich, er könne ohne Dolmetscher durch die ganze bewohnte Welt reisen. In England wohnte ein gewisser Miller, welcher 20 Sprachen sprach und in 6 Monaten das schwierige Chinesisch sich aneignete. Chrichton, welcher im 22. Lebensjahre starb, verstand gleichfalls 20 Sprachen. Louis Augustin Prevost gelangte durch seinen rastlosen Fleiß endlich dahin, daß er 40 Sprachen mehr oder weniger vollkommen verstehen und sprechen konnte.

Ihr seht also hieraus, meine lieben Leser und Leserinnen, wie weit es manche Menschen durch großen und anhaltenden Fleiß, unterstützt durch besondere Fähigkeiten, bringen können und werdet von nun an recht viel Fleiß auf die Erlernung eurer Muttersprache verwenden. Wie wäre der Mensch ohne Sprache? Er würde nicht viel höher als das Thier stehen; denn die Sprache macht ihn erst zu dem, was er ist.

Zum Schluß eine Scherzfrage: Wer kann alle Sprachen reden?

Höflich.

Lehrer: „Wir haben hier keine bleibende Stätte; erkläre mir das, Schulze!“

Schüler: „An jedem Termin müssen wir umziehen!“

Zurückgegeben.

Herr (seinen Diener suchend): „Wo nur der Schafskopf stecken mag!“

Diener (aufgebracht): „Zwischen Ihren Schultern!“

Gemüthlich.

Jean ist von seinem Herrn dabei überrascht worden, als er gerade eine Flasche Rothspon hinter die Binde gegossen hat und erhält eine ernstliche Rüge. Nach einer halben Stunde stolpert der Herr zufällig über die geleerte Flasche, die in tausend Scherben geht. Jetzt meint Jean triumphirend: „Schaun S', gnä' Herr, da war's also doch besser, daß ich sie vorher ausgetrunken hab'!“

Alte Schulden.

Skizze von O. Heller.

„Fräulein Lenz — der Chef wünscht mit Ihnen zu reden!“

Die beiden älteren Buchhalterinnen sahen der kleinen Kollegin spöttisch nach, als sie erröthend aufstand und, den Kopf gesenkt, mit zögernden Schritten in's Privatkontor ging. Gewiß wollte Herr Wolfram ihr kündigen! Sie war auch zu ungeschickt! Der Geschäftsführer zuckte schon lange die Achseln. Gestern hatte sie sich zweimal verrechnet.

Toni Lenz war selbst erstaunt gewesen, als der junge Chef ihr, trotz ihres mittelmäßigen Zeugnisses von der Handelsschule, gleich den Posten anvertraute. Er benahm sich immer ausgezeichnet artig gegen sie. Auch jetzt bot er ihr sofort einen Stuhl an, und in seinem Wesen gab sich eine Befangenheit kund, die der ihrigen beinahe gleichkam.

„Sie sind nun seit drei Monaten bei uns, Fräulein Lenz. Ich — ich möchte fragen, ob Sie mit Ihrer Stellung hier in jeder Hinsicht zufrieden sind.“

Ach, wenn er Wohlgefallen an ihr fand, so galt das sicherlich bloß ihrer Person, nicht ihren Leistungen! Am besten war's schon, wenn sie ihm die Sache leicht machte — ihm mit der Kündigung zuvorkam!

„Sie sind sehr gütig, Herr Wolfram. Ich fühle selbst, daß ich für die Stellung nicht passe, und bitte, mich zu entlassen.“

Diese Antwort schien er gar nicht erwartet zu haben. Er machte ein ganz betretenes Gesicht.

„Haben Sie sich schon nach einer anderen Stellung umgethan?“

Toni schüttelte den Kopf. Ihr war unsäglich schwer um's Herz. Sie kämpfte mit Thränen.

„Ich eigne mich nicht zur Kontoristin. Vielleicht käme ich mit Unterrichtgeben besser zurecht. Ich habe vielerlei gelernt, Musik und fremde Sprachen“...

„Wollen Sie nächsten Sonntag mein Tischgast sein, Fräulein Lenz? Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen.“

Sie wurde roth. Herr Wolfram war Wittwer und von sehr einnehmender Persönlichkeit. Die abschlägige Antwort schwebte ihr auf der Zunge, als er hastig fortfuhr:

„O — ich habe eine Hausdame! Auch werden mein Schwiegervater und meine kleine Tochter mit uns essen. Also Sie kommen, nicht wahr?“

Sie sagte zu. Mit klopfendem Herzen begab sie sich am Sonntag nach seiner Villa. Hier war alles höchst gediegen und geschmackvoll eingerichtet, aber das konnte Toni Lenz nicht blenden, sie stammte aus sehr wohlhabendem Hause und hatte als einziges, verhätscheltes Kind alle Genüsse, alle Freuden des Reichthums ausgekostet, bis der Tod ihres Vaters und der unmittelbar darauf erfolgte wirthschaftliche Zusammenbruch sie in die bittere Nothwendigkeit versetzte, sich selbst ihr Brod verdienen zu müssen. Das war etwa anderthalb Jahre her.

Was mochte Herr Wolfram eigentlich beabsichtigen? Wollte er seine kleine Tochter etwa von ihr unterrichten lassen — sie vielleicht als Bonne in sein Haus nehmen? Würde sie — dürfte sie darauf eingehen, wenn er ihr diesen Vorschlag machte?

Toni Lenz sah sich um. Sie war früh gekommen, Herr Wolfram noch nicht da. Sie trat vor den großen Spiegel, ihre Kleidung zurecht zu zupfen; alles saß tadellos; das einfache, weiße Sommerkleid stand ihr wirklich sehr gut! Und von dem Betrachten ihrer Toilette kam sie ganz natürlich dazu, ihre ganze zierliche Persönlichkeit einer eingehenden Musterung zu unterwerfen: von den kleinen, hellbeschuhten Füßchen bis zu der schlanken, von einem blauen Gürtel umspannten Taille und dem blassen, feinen Gesichtchen umrahmt von rothgoldenem Gelock — wie oft war sie — nun, so sehr lange her war's noch gar nicht — um diese „tizianblonde“ Haarfarbe beneidet worden! Wohlgefällig lächelte sie ihrem Bilde zu, schlug dann die Augen nieder und seufzte. Auf einmal fuhr sie, aufsehend, mit tiefem Erröthen zurück. Dicht neben ihr tauchte im Spiegel ein zweites lächelndes Gesicht auf: das ihres jugendlichen Prinzipals.

Aber er nahm sofort wieder seine ernste Miene an.

„Darf ich bitten, Fräulein Lenz? Es ist aufgetragen nebenan. Ich heiße Sie in meinem Hause herzlich willkommen!“

Er reichte dem verlegenen jungen Mädchen den Arm, um sie in's Speisezimmer zu führen, wo sie den Schwiegervater, die Hausdame und die kleine Hedwig Wolfram bereits vorfand. Die Dame schien ein mürrischer, alter Hausdrache aus „besseren“ Kreisen zu sein, der Schwiegervater ein schwerhöriger, beständig wohlwollend lächelnder Herr, wortkarg, doch von sehr höflichem Wesen. Das kleine Mädchen bereitete Toni eine Ueberraschung: es war nämlich noch ein reines Baby, kaum drei Jahre alt, sehr niedlich, aber für Musik und fremde Sprachen doch noch lange nicht reif.

Nach dem Essen bat Herr Wolfram Fräulein Lenz, sich den Garten anzusehen. Und er bot ihr wieder seinen Arm. Auf einer Bank, mitten im Grünen, nahmen sie Platz, und diesmal waren sie allein.

„Sie möchten also den Posten als Kontoristin bei mir nicht länger behalten, Fräulein?“

„Ich fürchte eher, der Posten möchte mich nicht! Fragen Sie Ihren Geschäftsführer, den Herrn Gebhardt! Ich tauge wirklich nicht zur Kontoristin!“

„Nein, Sie taugen nicht dafür,“ bestätigte der junge Prinzipal gleichmüthig. „Sie sind an Besseres gewöhnt. Sehen Sie, verehrtes Fräulein, es ist meist schwerer, herabzusteigen im Leben, als sich emporzuarbeiten. Ich habe es im Laufe von zehn Jahren vom gewöhnlichen Tischlergesellen zum Chef dieser Möbelfabrik gebracht. Allerdings heirathete ich in die Firma hinein! Aber ich war schon zuvor meinem Schwiegervater ein nützlicher Gehilfe. Ohne mich wäre das Geschäft kaum so emporgeblüht!“

Das klang etwas nach Eigenlob, aber nicht für Toni. Im Gegentheil: das vornehm erzogene Fräulein hielt es für Heldenmuth und überflüssige Bescheidenheit, daß der jetzt so feingebildete, vornehm aussehende Chef den „gewöhnlichen Tischlergesellen“ so betonte, sie hätte es an seiner Stelle wohl unterlassen.

„Das Glück oder der Zufall spielten dabei ofreilich immer eine Rolle. Soll ich Ihnen mal erzählen, welche Hanshabe das Schicksal mir zum Emporkommen bot? Bis zum Kaffee haben wir noch Zeit.

Also: Mein Vater war ein wohlhabender Tischlermeister. Er nahm, nach zehnjähriger Wittwerschaft, eine zweite Frau, die ihm nacheinander fünf Kinder schenkte, was zur Folge hatte, daß die Mittel zur Erziehung des Sohnes erster Ehe immer knapper und knapper bemessen wurden — durch ihren Geiz. Ich verlebte eine entbehrungsvolle Jugend, darf mir aber nachsagen, daß ich strebsam und fleißig war. Der schnelle Aufschwung, die mächtige Entwicklung des Kunstgewerbes, ließ auch für mein Handwerk glänzende Aussichten zutage treten. Da kein anderer für mich dachte und plante, lernte ich früh und selbstständig denken. Aber ohne gründliche künstlerische Studien konnte man nichts erreichen. Es gab Leute, die sich für mich interessirten und bereit waren, mich zu fördern — aber war denn nicht mein Vater ein wohlsituirter Mann? Wozu also sollten Fremde die Mittel hergeben, die es seine Pflicht war zu beschaffen? Er hätte es am Ende sehr übel aufgenommen! Denn er — durch die Stiefmutter gegen mich aufgehetzt — zuckte schon die Achseln über den hochmüthigen Jungen, der mehr sein wollte als sein Vater und es verschmähte, bloß ein tüchtiger Handwerker zu werden! Um mir Zeichenstunden und Bücher zu verschaffen, machte ich Schulden und fand auf den Namen meines Vaters auch eine Zeitlang Kredit.“

Herr Wolfram hielt inne und blickte die kleine Kontoristin, deren Auge voll Interesse auf seinen hübschen Zügen ruhte, forschend an.

„Das sind für Sie fremdartige Verhältnisse, Fräulein Lenz, nicht?“

„Bis jetzt kaum. Schulden machen auch Leutnants und Geheimrathssöhne. Erst recht! Nur meistens nicht, um etwas Tüchtiges zu lernen!“

„Wohl! Aber Schuldenmachen ist immer ein böser Anfang, der zu schlimmen Dingen führen kann! Nach einem Monat schuldete ich die für meine Verhältnisse enorme Summe von hundertundfünfzig Mark! Ich war noch minorenn — neunzehn Jahre alt! Die Leute, von denen ich geborgt hatte, drohten, das Geld von meinem Vater einzutreiben! Das erfüllte mich geradezu mit Entsetzen! Er war ein jähzorniger Mann und würde nicht davor zurückgeschreckt sein, mich körperlich zu züchtigen.

An einem Abend saß ich allein, in Grübeln versunken, in der Wohnstube. Der Vater und die Geschwister waren ausgegangen, die Stiefmutter in der Küche beschäftigt. Mir fiel auf, daß die Schränke und die Kommodenkasten offen standen. Meines Vaters Frau war unordentlich mit ihren Sachen. Alles lag durcheinander. Ich blickte in ein Schubfach, wo meine liebe Mutter früher ihre wenigen Schmuckstücke aufzubewahren pflegte — ja, da sah ich, fast noch auf dem alten Fleck, ihre goldene Uhr und Kette, die sie so werth hielt. Jetzt war das natürlich Eigenthum der nunmehrigen Frau Meisterin!! Daneben, achtlos hingeworfen, glänzte eine sehr werthvolle Brillantbrosche, die mußte erst neuerdings angeschafft worden sein! Es schoß mir durch den Sinn, daß, während ich darbte, dieses Weib und ihre Kinder mein Erbe schon bei des Vaters Lebzeiten aufzehrten... hatte ich nicht das Recht der Selbsthilfe? Wenigstens die Uhr meiner Mutter konnte ich doch an mich nehmen!

Ich nahm aber auch die Brosche.

In unserer Stadt befand sich eine Pfandleihe. Der Inhaber bezweifelte nicht, daß mir die Uhr und Brosche gehörten; ich bekam dafür hundertundfünfzig Mark, keinen Pfennig mehr! Nun tilgte ich meine Schuld. Aber die Ruhe meiner Tage und Nächte war dahin. Wenn der Verlust entdeckt wurde! — Konnte nicht ein anderer, ein unschuldiger Lehrbursche, in Verdacht gerathen, und war ich dann nicht verpflichtet, alles zu bekennen?

Wahrscheinlich bemerkte meine Stiefmutter das Fehlen der Schmucksachen anfangs überhaupt nicht, oder sie scheute sich ihrer Unachtsamkeit wegen vor ihrem Mann. Der Sonntag kam heran, vor diesem Tag graute mir besonders. Vom frühen Morgen ab trieb ich mich im Thiergarten umher, es war herrliches Wetter, viele Spaziergänger unterwegs, alles athmete Frohsinn und Freude. Und doch mochte wohl so mancher unter der heiteren Maske ebensolche Sorgenlast mit sich herumschleppen wie ich! Endlich müde geworden, nahm ich auf einer der Marmorbänke in der Siegesalleee Platz und musterte zerstreut die Vorübergehenden. Bald fiel mir eine sehr junge Dame — im Backfischalter — durch ihren herrlichen, rothblonden Zopf auf. Sie war reizend angezogen, ganz Grazie und Eleganz. Für dergleichen hatte der arme, sich nach Höherem sehnende Tischlergeselle schon damals Sinn. Eine ältere, einfach gekleidete Person, wahrscheinlich ein Dienstmädchen, ging ihr zur Seite. Sie setzten sich beide mir schräg gegenüber, eine Zeitlang konnte ich das hübsche, zarte Gesichtchen mit dem lebhaften Mienenspiel genau betrachten; sie gab auf mich nicht acht: ich war ja ein so unbedeutender Mensch, dem man schon von weitem den Handwerker ansah, während so flotte, nette Leutnants und feingeputzte Damen ihre Aufmerksamkeit auf sich zogen.

Als sie, weggehend, die Stufen der Bank herabstieg, entfiel ihr unbemerkt ein Täschchen, daß sie am Arm getragen hatte. Ich nahm es erst auf, als sie außer Sicht war. Kein anderer hatte es gesehen.

Beiseite ins Gebüsch tretend, musterte ich meinen Fund. Wenn der Inhalt werthvoll war, mußte das Täschchen abgeliefert werden.

Außer einem Parfümfläschchen und einem Batisttaschentuch befanden sich hundertundfünfzig Mark in Gold darin!

Ein Schreck durchzuckte mich! Hatte ich mich nicht am Ende getäuscht? War wirklich das Backfischchen die Verliererin?

Gewiß. Sie war's. Denn sie kam eilfertig zurück. Ich sah sie bei den Damen, die sich auf ihre Bank gesetzt hatten, Erkundigung einziehen und dann mit Hilfe des Dienstmädchens suchen — suchen! Jetzt wäre es an der Zeit gewesen für mich, hervorzutreten und mir ein „Danke schön“ von diesen holden Lippen, einen freundlichen Blick der großen Blauaugen zu holen...

Aber ich that's nicht, blieb in meinem Versteck, die Hand krampfhaft über dem Täschchen geschlossen haltend! Das Täschchen, welches eine Summe barg, die dies Glückskind, dieser Sprößling reicher Eltern, nur für überflüssigen Tand vergeuden, sicher aber leicht entbehren würde — während es für mich das Geschenk eines gütigen Geschicks — die Entlastung meines Gewissens bedeutete!

Und so ging der Augenblick vorüber.

Ich lese in Ihren Augen, Fräulein Lenz, was Sie denken! Und Sie haben recht! Keine Entlastung — es war eine neue Schuld, die ich auch mich geladen hatte. Später, als es für mich eine lächerlich geringe Summe geworden war, hätte ich ein Jahr meines Lebens darum gegeben, sie der Eigenthümerin zurückerstatten zu können.“

„Damals aber war's für die junge Dame wirklich nur eine geringe Unannehmlichkeit — wenn auch nicht so gering, als Sie annahmen. Erzählen Sie, bitte, weiter!“

„Ich bin eigentlich zu Ende. Als ich die Schmucksachen eingelöst hatte, konnt' ich sie nicht unbemerkt wieder hinlegen, denn sämmtliche Kasten waren nun verschlossen. Ich beichtete aber nicht die volle Wahrheit: mein Vater glaubt noch heute, daß ich das Geld durch Arbeit erwerben konnte! Wohl fühlend, welchen Versuchungen sein Geiz mich aussetzte, zeigte er sich von da ab etwas freigebiger. Nach meiner Mündigkeit kam ich in den Besitz des kleinen mütterlichen Vermögens. Aber da konnte mich schon meine Arbeit auskömmlich ernähren. Dann gewann die Tochter des Möbelfabrikanten, dessen Musterzeichner und Geschäftstheilhaber ich geworden war, mich lieb. Wir heiratheten uns und lebten sehr glücklich miteinander, bis der Tod meiner Frau das Band löste.

Nun hab' ich meine Geschichte auserzählt. — Haben Sie nichts dazu zu bemerken, Fräulein Lenz?“

„Ich möchte erst wissen, weshalb Sie mir das alles mittheilten, Herr Wolfram. Und warum gerade heute?“

„Weil Sie doch nicht bei mir im Geschäft bleiben wollen! Sonst!... Als ein besonders gutes Beispiel für meine Kontoristinnen oder als geeignet, den Chef in ein günstiges Licht zu setzen, geb' ich die Geschichte keineswegs aus!“

„Wünschen Sie noch immer zu wissen, wem das Täschchen — von damals — gehörte?“

„Nein. Denn ich weiß es — seit drei Monaten. Da meldete sich bei meinem Geschäftsführer Gebhardt eine junge Dame für einen Buchhalterinnenposten. Sie hatte herrliches, tizianblondes Haar, wie ich es nur einmal, ein einziges Mal, an einem unvergeßlichen Tage vor zehn Jahren, an einem vierzehnjährigen Backfischchen gesehen hatte — im Thiergarten, in der Siegesallee. Ich engagirte sie sofort, weil sie „Toni“ hieß und ein gewisses Batisttaschentuch mit diesem Namen gestickt war... Was sagen Sie nun, Fräulein Lenz?“

„Daß Sie mir mein Taschentuch zurückgeben können, Herr Wolfram.“

„Und das übrige? Das übrige — die hundertundfünfzig Mark, wissen Sie, habe ich im Geschäft angelegt, es steht Ihnen, nebst Zinsen, sofort zur Verfügung — wenn Sie wirklich von mir scheiden wollen.“

„Als Kontoristin können Sie mich ja gar nicht gebrauchen.“

„Als Kontoristin nicht. Aber ich bin seit zehn Jahren Ihr Schuldner, Fräulein Toni. Dafür biete ich Ihnen jetzt einen Antheil an allem, was ich besitze! Ich brauche eine Mutter für mein Kind, mein Haus bedarf einer Herrin. Und mir ist, als könnte ich nicht mehr leben ohne eine holde tizianblonde Fee. Die keine komplizirte Rechenaufgaben, sondern nur die weit schwierigere Aufgabe, zu entzücken und zu beglücken, zu lösen vermag, sobald sie nur will! Willst Du, Toni?“

Und da sie nicht nein sagte, küßte Wolfram ihre Lippen.

Gewissenhaft.

Hotelier (zum neu engagirten Kellner): „...Und nachher noch eins! Wenn Sie den Gästen Speisen serviren, dann machen Sie nicht so große Schritte — das paßt nicht zu unseren kleinen Portionen!“

Die brave Juste.

„Wird sich aber Mutter freien, wenn se den Brief kriegt! „Juste,“ hat se immer jesagt, „Du bist zu dumm, Du kriegst im Läben keenen Dienst!“ Un nu habe ick in eenem Monat schon sechse!“

Sicheres Zeichen.

„Ob es wohl Einst zwischen der großen Hedwig und dem kleinen Rath?“

„Gewiß! Sie hat sich ja schon von ihren sämmtlichen Stiefeln die Absätze heruntermachen lassen!“

Unnöthig.

Hausfrau (zum frischen Dienstmädchen): „Das ist das Badezimmer. Hier dürfen Sie allwöchentlich ein Bad nehmen.“

Dienstmädchen: „Aber, gnä' Frau, ich bin doch kein Kind mehr!“

Einfach.

Besteller: „Das soll ich sein? Aber ich bitt' Sie, auf dem Bilde bin ich ja nicht zu erkennen!“

Künstler: „Na, ich weiß, daß Sie's sind; Sie wissen's jetzt auch, und einen Ander'n gehts nichts an!“

Zu eiferfüchtig.

Mann (mit seiner Frau am Ufer promenirend, als eine junge Dame im Wasser um Hilfe ruft): „Soll ich ihr nachspringen?“

Frau: „Meinetwegen!... Das jag' ich Dir aber: bleib' mir nicht zu lange unten!“

In der Zelle.

Staatsanwalt: „Bereiten Sie sich vor, morgen früh sollen Sie hingerichtet werden.“

Delinquent: „Jleich nach 's Frühstück?“

Staatsanwalt: „Nein, schon um 6 Uhr.“

Delinquent: „Wat? uf'n nüchternen Magen? Det is mein Dod!“

Der Protz.

„Oberflächlichkeit ist das Kennzeichen der heutigen Welt.“

„Da haben's Recht, Herr Doktor, meinen Sie, 's hätte heut' Abend schon Einer meinen neuen Brillantring bewundert!?“

Das Kaufmannstöchterchen.

Sieh' mal, Käthchen, was Papa auf der Ansichtskarte schreibt: „Der kleinen Käthi laß' ich sagen, sie soll recht brav sein und nicht so 'n ungezogener Fratz wie sonst.“

„Was soll ich Papa antworten?“

„Schreib' ihm: „Es schickt sich nicht, solche Sachen auf eine off'ne Karte zu schreiben, daß es jedermann lesen kann“!“

Nach dem Kommers.

Vermietherin (die ihren Zimmerhern Morgens in der Rumpelkammer findet, verlegen): „Aber, Herr Spund, warum haben Sie das nicht gesagt!? Da hätt' ich doch wenigstens vorher ein bischen aufgeräumt!“